

Die Schönheit steht ihr gut

Rihanna, die heute in Zürich auftritt, ist einer der erfolgreichsten Popstars unserer Zeit. Sie ist der Arbeit in den modernen Hitfabriken perfekt angepasst – und wirkt dennoch wie eine Aufständische.

Von Christoph Fellmann
(Tages-Anzeiger, 12.8.2016)

Ist das Distanz, oder ist das Nähe? Was ist das, wenn sich ein Mensch oder, wenn man so will, ein Star aus seiner medialen Existenz verfleischt und auf einer Bühne herumspringt, die in einem Stadion steht? Nun, die einen forcieren mit ihrer Ankunft in beispielsweise «Zürich!» die Nähe, die sie zu ihren Fans so erreicht haben; sie plaudern, klatschen Hände ab und stehen für Selfies zur Verfügung. Und, wie etwa Adele, sie merken nicht, wie distanziert die Kumpelei von oben herab auch wirken kann. Die anderen, wie Beyoncé, gefallen sich hingegen gerade in ihrer Unnahbarkeit; sie lassen sich für ihre schiere Anwesenheit feiern – und wirken doch nur künstlich und absent.

Heute Abend wird Rihanna im Zürcher Letzigrund auf die Bühne steigen. Und die Chance ist gross, dass es aussehen wird, als gehöre sie genau da hin, als tolle sie durch ihr natürliches Habitat aus detonierenden Hits und lässig absolvierten Choreografien. Denn das ist vielleicht das grösste Talent der 28-jährigen Sängerin – dass sie ihr Starleben aussehen lässt wie etwas, das leicht ist, etwas, für das sich auch ein Kiffermädchen von den Strassen von Saint Michael auf Barbados nicht allzu fest verbiegen muss; etwas, das sich auf Instagram anstrengungslos bespielen lässt – unter explizitem Einsatz von Haut und Haar sehr wohl, was nun aber viel verderblicher klingt, als es in diesem Fall ist.

Der Popappeal, den Rihanna so ausstrahlt, hat sie zu einer der erfolgreichsten Sängerinnen der Geschichte gemacht. Erst seit zehn Jahren ist sie im Geschäft, doch ihr Erfolg ist erdrückend. Sie hat mehr Platten verkauft als Britney Spears, Lady Gaga und Beyoncé, mehr auch als Frank Sinatra, Prince oder U2. Wenn Rihanna ein neues Album aufnehmen soll, dann trommelt ihre Plattenfirma, um all die schönen neuen Hits zu generieren, die teuersten Songschreiber und Produzenten der US-amerikanischen Hitfabriken in Schreibcamps zusammen; und wenn die Platte dann erscheint, freuen sich nicht nur die Fans über die Lieder, sondern auch die Buchhalter bei Dior, Puma oder Samsung – über die mediale Präsenz ihrer Markenbotschafterin.

Doch so leicht, wie das alles wirkt, war und ist es natürlich nicht. Immer wieder berichten Leute, die sie kennen, wie versessen Rihanna arbeitet. Das ist glaubhaft, denn anders wäre aus dem Mädchen, das der New Yorker Produzent Evan Rogers einst in seinen Weihnachtsferien auf Barbados hörte, nicht die Rihanna von heute geworden. Robyn Rihanna Fenty hatte weder Gesangsnoch Tanzstunden gehabt, bevor sie im Winter 2005 nach New York geflogen wurde, um im Büro von Jay-Z, im 28. Stock des Worldwide Plaza, mit «Pon de Replay» vorzusingen – dem Song, der dann ihre erste Single wurde. Der Rapmogul leitete damals die Plattenfirma Def Jam und sagte

später in der Musikzeitschrift «Rolling Stone»: «Was mir auffiel, war die Entschlossenheit in ihren Augen. Wild, wie bei Kobe Bryant.»

Es war wohl diese Eigenschaft, die Rihanna half, ihre schwierige Kindheit hinter sich zu lassen, das dysfunktionale Elternhaus mit dem Vater an der Crackpfeife. «Was sie vor allem zur Sängerin qualifizierte, das war, dass sie so fest eine sein wollte», schreibt John Seabrook in «The Song Machine», seinem Buch über die Herstellung von Hits, in dem Rihanna als eine der Kronzeuginnen figuriert. Was sie heute als Sängerin aber auszeichnet, das ist, dass man davon nichts mehr merkt: Sobald am Mikrofon, macht sich Rihanna locker. Nie wirkt sie beflissen, nicht in der Musik und nicht in politischen Statements.

Wenn sie jetzt im Letzigrund auftritt, ist von ihr also eher keine feministisch durchformatierte Show zu erwarten, wie Beyoncé sie ebenda gezeigt hat. Rihannas Selbstbewusstsein gleicht eher einer besonders glamourösen Form jener natürlichen Kaltschnäuzigkeit, mit der sich junge Frauen in den sozialen Medien zum öffentlichen Rating freigeben – nur, um die plumpen Annäherer dann wie nebenbei abzuservieren.

Mag sein, dass es der öffentlichen Rihanna an Haltung fehlt, an einer grösseren Erzählung. Politische Aussagen fliessen bei ihr en passant ein, aber durchaus dezidiert. So vor ein paar Monaten in einem Interview, das eine hingerissene Miranda July für die «New York Times» mit ihr führte: «Dass ich eine farbige Frau bin, wird mir immer dann zu verstehen gegeben, wenn ich Deals mache, statt zu singen und zu tanzen.» Dann drehte sich das Gespräch wieder, weil das ja alles zusammenhängt, um Mode, Musik und Fotos auf Instagram: «Es gibt keine Regel dafür, ob ich etwas an habe oder nicht», sagte Rihanna. Und sang in «Yeah, I Said» auf ihrem letzten, achten Album: «Take it home on your camera phone / Get a little bad, Nigga / Watch me blow it down.»

In solchen Momenten ist noch zu hören, was es für Rihanna bedeutet haben muss, sich durchzusetzen. Gelegentlich sieht man, wie sie Hof hält und ihren Status präsentiert: Sei es in einem überragend opulenten Auftritt an der Gala der New Yorker Met, wo sie 2015 in einem royalen Schleppkleid des chinesischen Couturiers Guo Pei erschien; oder sei es in der fast schon situationistischen Aktion, als sie 2012 zur Veröffentlichung von «Unapologetic» meist männliche Musikjournalisten in Flugzeugen um die Welt schickte. Sie selber flog kaum mit, und wer geglaubt hatte, gleich zum Interview vorgelesen zu werden, musste zwischen den Wolken feststellen, wie unerreichbar diese Rihanna ist.

Das alles gilt allerdings nicht für die Musik. Die klingt stets etwas unaufgeräumt, und Rihanna singt bei weitem nicht so perfekt und grandios wie Beyoncé oder Mariah Carey – dafür mit mehr souligem Grip. Da sind Stotterer und verschluckte Silben, da ist überhaupt eine coole Nachlässigkeit, die den Star – mehr noch als die gelegentlich karibischen Rhythmen – mit seinen Anfängen in der adoleszenten Mädchenwelt von Saint Michael verbindet. Da überhört man manchmal fast, mit welchem stupendem Timing sie ihre Hooklines exekutiert; zum Beispiel in «Umbrella», ihrem Überhit von 2007.

Der Gesang, der Rihanna berühmt gemacht hat, ist eigentlich ein Gestotter. «Komm unter meinen Schirm», singt sie im Refrain mit aufgehelltem Mezzosopran. Die

Videoregie verpasst in der Folge die eigentliche Sensation des Stücks und stellt den sexuell gespannten Unterton eines eigentlich recht harmlosen Liedchens ins Schaufenster: Über einer Rihanna im glitzernden Lackkleidchen geht der Regen nieder wie glitzernder Lockstoff. Hört man aber nur das Lied, folgt der erotische Ruf nur in einem kurzen Moment des Gesangs, oder eben: des GestotTERS. «Come under my umbrella», singt sie, und: «ella ella eh eh eh.» Ein Brunstschrei, perfekt getaktet.

Tricky Stewart war Songschreiber und Produzent bei der Hitfabrik Red Zone in Atlanta, als «Umbrella» dort zuerst für Britney Spears geschrieben, dann aber mit Rihanna aufgenommen wurde. «Als sie diese «ellas» einsang», hat er John Seabrook erzählt, «da wusste ich, dass das unser aller Leben verändern würde.» Vielleicht fühlte sich Stewart an das «wop bop a loo bop a loop boom boom» aus «Tutti Frutti» erinnert, einer Nummer von Little Richard aus dem Jahr 1955; jedenfalls steht auch «Umbrella» in der schönen und alten Tradition, das Schmutzige im Popkauerwelsch zu verklausulieren. «Cake Cake Cake Cake» klingt bei ihr wie Geburtstagssex, und die Liebe geht so: «Oh-we / Ah-yeah / I'm off that la-la.»

Bei Rihanna scheint es, als sei ihre ganze Karriere in diesem tricksterhaften Nonsens verfasst. Wo ihre Vorgängerinnen von Madonna über Missy Elliott bis hin zu Beyoncé sich bemühten, eine Haltung zu transportieren, ist bei ihr bis heute unklar, wofür sie steht. Einmal posiert sie als Stripperin, dann als Werbepüppchen für Parfüm. Einmal trägt sie Nickelbrille, dann Haarschmuck von Dior. Einmal macht sie derben Dancehall, dann sämigen Rhythm & Blues. In einem Video sitzt sie nackt in der Badewanne, bis der Mann kommt, im nächsten setzt sie, «rom popo pomm», zum Schuss an: «Man Down». Einmal scheint sie erwachsen zu werden, dann schickt sie wieder fröhliche Kifferbotschaften.

Dabei wirkt Rihanna nie, als praktiziere sie eine Metakunst, sondern immer seltsam authentisch. Dies vielleicht auch darum, weil sie auch in den sozialen Medien nicht an so etwas wie einem Image arbeitet. Sondern an einem freien Flow von Images, der nicht viel mehr sagt als: Die Schönheit steht ihr gut.

Mit ihrem popkulturellen Tiki-Taka ist Rihanna wie gemacht für die moderne Hitproduktion. John Seabrook hat am Beispiel von ihrem «Rude Boy» beschrieben, wie es funktioniert: Ein Radiosong besteht demnach nicht mehr bloss aus Strophe und Refrain, sondern aus Hooks («Haken»), also aus kurzen melodischen Ereignissen, die den Hörer alle paar Sekunden neu ködern und greifen, in einem schnell getakteten Sperrfeuer von Minirefrains – die in diesem Fall im forschen «giddy up / giddy up / giddy up, baby» kulminieren, mit dem der böse Bube aus dem Titel gezeukelt wird. Doch wirkt es magisch, wie diese Hitmaschine, obwohl man es ja besser weiss, dieser Rihanna zu gehorchen scheint und ihrem hibbeligen Gemischtwarenleben. «Bad Gal Riri» nennt sie sich auf Instagram, es klingt wie ein karibischer Voodoozauberspruch.

Und so hüpfT Rihanna durch popkulturelle Sensationen und Sensatiönchen und wirkt dabei immer mehr bei sich als bei der Sache. Auf Platte intoniert sie manchmal, als gehe sie die Musik nichts an, die hinter ihr spielt; und Kritiker haben auf ihren Konzerten beobachtet, wie sie zum Playback singt wie ihre eigene Praktikantin, die Arme schwenkend und jene Worte singend, an die sie sich

gerade noch erinnert. Doch das alles klingt nicht wegwerfend oder falsch, sondern genau richtig. Nämlich wie eine kühle Weigerung, sich dem tobenden Irrsinn des Popgeschäfts ganz hinzugeben. «Yeah yeah yeah / There ain't nothing here for me», heisst es in «Desperado», einem Song von «Anti», den sie auch in Zürich darbieten wird: «There ain't nothing here for me / Anymore.»

Es ist, als habe sich Rihanna aus dem Formatradio erhoben und betrete die Bühne für die wirklich Grossen. Die, auf der Nähe und Distanz eins sind.